

Frauenrollen aufbrechen

Wie Liebe und Kapitalismus zu unbezahlter Fürsorgearbeit in der Kleinfamilie führen

Sarah Diehl

Als weiblicher Teenager saß ich oft irritiert vor dem Fernseher und habe mich über die eindimensionalen Rollenvorbilder, die einem als Frau vorgesetzt werden, gewundert. Bei dem Versuch Freiräume für die eigene Lebensgestaltung zu ergründen, war ich plötzlich mit weiblichen Charakteren konfrontiert, denen zwar angeblich alle Türen offenstehen, die sich dann aber doch qua ihres biologischen Schicksals an Kind und Kegel binden lassen.

Ich erinnere mich an einen solchen Moment bei dem Spielfilm »Harry und Sally« (1989). Sally saß mit ein paar Freundinnen um einen Kaffeetisch herum, die Frauen sprachen darüber, dass die biologische Uhr nun ticken würde – quasi im Chor – und sie nun bald einen passenden Mann dafür finden müssten. Schon damals habe ich mich darüber geärgert, dass keine Frau aus dieser Runde ein anderes Lebenskonzept aufzeigte. Die Angst vor der Endlichkeit der eigenen Gebärfähigkeit wurde als kollektive weibliche Erfahrung dargestellt, als wäre sie zwangsläufig an die Identität der Frau geknüpft.

Die Erzählung, dass das Bedürfnis nach Liebe, Stabilität und Geborgenheit nur mit eigenem biologischen Kind in der Kleinfamilie erfüllt werden kann, dass diese einen erlösen würde von Einsamkeit, Sinnlosigkeit und Zukunftsangst, ist in unserer Gesellschaft sehr präsent. Es scheint, als ob dieses Liebesversprechen oder auch die Androhung diese Liebe nicht zu bekommen dazu dient, die Form der Kleinfamilie am Leben zu halten.

Es hat eine lange Tradition Frauen einzubläuen, dass sie durch ihre Gebärfähigkeit unfrei sind und ihr Heil besser im Heim suchen, statt raus in die Welt zu gehen: Die Mär vom Mutterinstinkt, die im 18. Jahrhundert in den aufkommenden Naturwissenschaften und der Pädagogik etabliert wurde, eignete sich bestens um jede Emanzipationsbestrebung von Frauen zu unterdrücken

und wirkte als Propagandamittel, um Frauen an Kinder und das Heim zu binden und der Verfügungsgewalt von Staat und Ehemann zu unterstellen (vgl. Vincken 2011). Und sie hält sich bis heute im pseudowissenschaftlichen Allgemeinwissen.

Wenn Weiblichkeit einen Bezug zu Leben, Liebe und Fürsorge darstellen soll und Frauen qua ihrer Natur eine Kompetenz für Pflege und Einfühlsamkeit unterstellt wird, kann ihnen daraus leicht ein Strick gedreht werden: Denn, wenn sie dem nicht nachkommen, werden sie als selbstsüchtig, gefühlkalt und unnatürlich gestellt (vgl. Badinter 2012).

Doch in den vergangenen 60 Jahren fielen durch die Errungenschaften der Frauenbewegung viele ökonomische und soziale Zwänge weg die Frauen zuvor wenig Optionen gaben, etwas anderes als Hausfrau und Mutter zu sein. So benötigten westdeutsche Frauen beispielsweise noch bis in die 1970er Jahre die Einwilligung des Ehemannes um ein Konto zu eröffnen oder einem Beruf nachzugehen (vgl. Gekeler 2019). Mittlerweile können Frauen ohne Ehemann und Familie ökonomisch überleben, was dazu führt, dass das Versprechen von Liebe und sozialem Status durch Mutterschaft weniger Einfluss auf ihre Lebensentscheidungen nimmt. Der Kleinfamilie geht somit zunehmend das Personal aus. Die Keimzelle für den Staat und den Markt, schließlich stabilisiert sie unsere Ökonomie, die darauf baut, dass die Frau – Teilzeitkarriere hin oder her – durchs Kind ans Heim gebunden, immer noch unbezahlt die Fürsorge- und Hausarbeit für die Familie und den meist besserverdienenden Mann erledigt.

Man muss hier auch bedenken, dass die 40-Stunden-Woche darauf angelegt war, dass der Arbeitnehmer diese Arbeitszeit schaffen kann, weil er zu Hause eine Person hat, die alle reproduktiven Tätigkeiten – vom Haushalt bis zur Kinderbetreuung – erledigt. Kein Wunder, dass heute so viele Menschen über Burnout klagen, wenn die 40-Stunden-Woche nie darauf angelegt war, dass man sie alleine bewältigen kann.

Familie bedeutet für Frauen Arbeitsbedingungen im Haushalt und der Kinderbetreuung, die jede Gewerkschaft ablehnen würde – die Frauen aufgrund der Abhängigkeit eines bedürftigen Kindes aber hinnehmen. Doch kinderlose Frauen ebenso wie Mütter, sind es leid, ihren Lebensentwurf gegenüber dem vorherrschenden Mutterideal verteidigen zu müssen. Denn sowohl das gesellschaftliche Familienbild als auch die reale Familienpolitik haben sich jahrzehntelang darauf ausgerichtet, dass Frauen die Ansprüche an ihre selbstbestimmte Lebensgestaltung wieder runterschrauben. Dies zeigt

sich auch sehr deutlich während der Corona-Pandemie (vgl. Allmendinger 2022).

Mit der weiblichen Selbstbestimmung geht somit die zwar unsichtbare, aber selbstverständlich eingeforderte Arbeitskraft der Hausfrau und Mutter verloren und damit ein wichtiger Pfeiler unserer Ökonomie. So wundert es nicht, dass die ›Natur‹ wieder willkürlich als Argument eingesetzt wird, um daran festzuhalten, dass diese unentgeltliche Arbeit nur auf dem Rücken der Frauen funktioniert. Man macht Frauen nun Angst, dass sie oder ihre Kinder aufgrund ihrer ›Natur‹ psychologische Schäden bekommen, wenn sie sich der Arbeit in der Kleinfamilie entziehen. Frauen zweifeln ihre eigenen Bedürfnisse an, weil ihnen vermittelt wird, dass sie etwas anderes wollen müssen.

In einem pseudowissenschaftlichen Aufwasch werden Biologie und Psychologie bedient, um Frauen weiszumachen, dass ihr Leben sinnentleert ist und sie depressiv werden, wenn sie kein Kind bekommen. Dass sie es bereuen müssen, keine Familie gegründet zu haben. Die Natur scheint keine Freundin der Frau zu sein, denn sie wird immer gegen ihre Autonomie in Stellung gebracht.

Dementsprechend interpretierte Bindungstheorien (vgl. Badinter 2012), die alleinig die biologische Mutter als Bezugsperson des Kindes gelten lassen, tun ihr Übriges, damit Frauen akzeptieren, dass die Kinderbetreuung zu ihrer Hauptlast wird – mit allen Einbußen in ihren Jobaussichten, ihrer sozialen und finanziellen Absicherung und (was nicht weniger banal ist) ihrer Freizeit und persönlichen Weiterentwicklung. Die Rede vom ›Mutterinstinkt‹ macht Frauen emotional erpressbar und zwingt sie ihre eigenen Bedürfnisse und Lebenspläne zurückzustecken – und das ist auch ihr alleiniger Zweck.

Nicht ohne Grund sagen viele Frauen, die mit Anfang 20 noch der Auffassung waren den Feminismus nicht zu brauchen, dass sie mit 30 zur Feministin wurden, weil sie in ihrem Job und mit Kindern plötzlich doch an sehr viele Grenzen stießen. Die Emanzipation der Frauen wird oft gebremst, wenn sie Kinder bekommen und damit die viel beschworene Doppelbelastung als deziertes Frauen- und nicht als Gesellschafts- oder gar als Männerproblem am Horizont erscheint. Fürsorglichkeit darf nicht länger als an ein Geschlecht gebunden dargestellt, sondern muss als eine allgemein menschliche Qualität angesehen werden. Denn Frauen haben nicht mehr fürsorgliche Kompetenzen als Männer – sie werden ihnen nur einfach unterstellt.

Um an der zweigeschlechtlichen Arbeitsteilung festzuhalten, werden Frauen andauernd auf die Dringlichkeit ihrer Familienplanung hingewiesen – die sie deshalb auch eher forcieren – während Männern nicht perma-

ment vorgehalten wird, dass sie mit zunehmendem Alter impotent werden, ihre Spermienzahl und -qualität zurückgeht oder sie zu erschöpft für die Kindererziehung sind. Dieser Mythos, dass Männer endlos Zeit mit der Familiengründung hätten, hält sich beständig, bestätigt sich in der Realität aber nicht – er hält sich nur in den Ausnahmefällen der Talkshows und Celebrity Magazine. Die Mehrheit der Männer bekommt wie die Frauen auch keine Kinder mehr, wenn sie kinderlos die 40 überschritten haben (vgl. Schmitt 2004: 4f.).

Der Vorteil scheint ein psychologischer zu sein und er wird benutzt, um Männern mehr emotionale Unabhängigkeit zu attestieren, so dass sie ihrem Bedürfnis nach Selbstentfaltung in verschiedenster Weise nachkommen und Kinderlosigkeit eher verkraften können. Die kinderlose Frau hingegen wird als tragisch und einsam gezeichnet. Ihr Drang nach Unabhängigkeit tut ihr angeblich nicht gut, wenn sie dafür ihren ›natürlichen‹ Kinderwunsch aufgibt. Aus einer selbstbewussten Frau macht man somit ein Opfer der Frauenemanzipation, die ihre ›natürlichen‹ Bedürfnisse nicht mehr sehen kann (vgl. Diehl 2014). Vielleicht erinnern sie sich: die erste Frau, die ihnen begegnet ist, die unabhängig, unverheiratet, kinderlos, selbstbestimmt, neugierig und wissensdurstig lebte, war die Hexe im Märchen. Die selbstbestimmte Frau sollte kein Vorbild, sondern ein Schreckgespenst sein, sie wurde deshalb als böse, alt und hässlich dargestellt und sie spukt bis heute in unseren Köpfen.

Da Frauen immer noch weniger Anerkennung in der Öffentlichkeit – in der politischen Teilhabe sowie im Berufsleben – bekommen als Männer, suchen sie diese wie gehabt in der Privatsphäre: in Liebesbeziehungen und Mutterschaft. Derzeit flüchten Frauen vermehrt aus den oft erbärmlichen Bedingungen der Doppelbelastung durch Lohnarbeit zurück in die häusliche Sphäre und beginnen diese als natürlich zu romantisieren, obwohl es vor allem eine Flucht vor neoliberalen Arbeitsverhältnissen mit Garantie auf Burnout ist. Da die Rhetorik des Mutterinstinkts mit positiven Projektionen auf Natur und Liebe emotional aufgeladen ist, fällt es vielen Frauen schwer sich dieser Idealisierung zu entziehen. Nun schließt sich der Kreis auf fatale Weise: Seit einiger Zeit ist die klassische Mutter und Ehefrau, die sich um Haushalt, Mann und Kinder kümmert, wieder ›en vogue‹.

Auch erweist sich nach wie vor als Falle, dass Frauen dazu erzogen werden, sich als zentrale Quelle ihres Selbstbewusstseins auf ihr Äußeres zu beziehen, da ihnen Anerkennung dafür im Alter, wenn sie die klassischen Standards an Jugend und Schönheit nicht mehr erfüllen, wieder entzogen wird. Stattdessen

wird ihnen angeboten der Bedrohung ihres schwindenden Selbstwerts mit ihrem Wert als Mutter und Ehefrau entgegenzuwirken.

Das heutige Modell von Elternschaft verlangt, den Nachwuchs vom ersten Tag an optimal zu fördern. Das kann nur erfolgreich organisiert werden, wenn ein Elternteil – in der Regel die Frau – das ›Projekt Kind‹ übernimmt. Mutterschaft ist zwischen Familienmanagement und Selbstoptimierung integrierender Bestandteil unserer Leistungsgesellschaft geworden.

Der Kampf um Anerkennung wird auch zwischen Frauen mit aller Härte ausgetragen. So halten wir Müttern genüsslich vor, wenn sie sich nicht komplett aufopfern oder aber wenn sie sich als Helikoptermutter zu sehr engagieren. Denn dieses Mutterideal ist unrealistisch, es kann gar nicht erfüllt werden. Wenn alle auf einem ›herumhacken‹, weil man als Mutter nichts richtig macht, kann man sich nur aufwerten, in dem man andere Mütter abwertet: »Sieh da, die machen auch nichts richtig!« Dieser ›Mütterkrieg‹ ist das perfekte Ablenkungsmanöver, damit Frauen sich nicht untereinander solidarisieren, um sich gemeinsam von einem Mutterideal abzugrenzen, welches sie unfrei macht.

Und was tun, wenn es mit den eigenen Kindern nicht klappt? Dann beginnt die Zeit der Nabelschau, der nervlichen Aufreibung, der Selbstzweifel bis hin zum Selbsthass. Frauen, die zu meinen Lesungen und Vorträgen kommen, berichten von unzähligen Stunden, die sie im Netz surften, um Informationen über natürliche oder medizinische Reproduktionstechniken zu bekommen. Sie bekommen hier einmal mehr eingetrichtert, den Umstand, kein Kind zu haben, als ihr größtes Problem in ihrer Suche nach Lebenssinn, Anerkennung und Liebe zu identifizieren. Die Frau ohne Kind sei nur ein halber Mensch.

Nimmt man Themen wie Leihmutterschaft und Eizellenspenden noch dazu, hört die Grausamkeit beim eigenen Körper nicht auf: Ein ganzer Industriezweig nährt sich von der Hoffnung auf Liebe durchs eigene Kind und instrumentalisiert die Frauenkörper – den der Auftraggeberin, aufgrund ihrer vermeintlichen Bedürftigkeit und Mängel, sowie den der ›Dienstleisterinnen‹ aufgrund ihrer Armut.

Dabei gibt es eigentlich genug Kinder, um die man sich kümmern kann. Und auch außerhalb der Kleinfamilie kann man neue Formen der Gemeinschaft finden. Generell sollten wir uns fragen, welche Fallen wir uns selbst stellen, indem wir daran festhalten, dass unser Bedürfnis nach Liebe nur in der Kleinfamilie erfüllt werden kann. Denn die Kleinfamilie ist eben kein Garant für Liebe, Wärme, Sicherheit und Schutz gegen Einsamkeit, wie es gerade in

Zeiten der Krise gerne propagiert wird. Sie ist vor allem ein Garant für die zweigeschlechtliche Arbeitsteilung, von privat und öffentlich, sichtbar und unsichtbar sowie bezahlt und unbezahlt.

Doch wie viel Stress, Einsamkeit, Gefühle der Unzulänglichkeit und des Versagens könnten wir vielen Menschen ersparen, würden verschiedene Formen der Gemeinschaftlichkeit normalisiert werden, anstatt die Kleinfamilie mit eigenem Nachwuchs weiter als vorherrschende Norm zu bevorzugen.

Dass die Entscheidung gegen ein eigenes Kind bedeute, dass man keine gesellschaftliche Verantwortung tragen will, ist ein viel bedientes Klischee, um Kinderlosigkeit als Symptom für die wachsende Entsolidarisierung in der Gesellschaft abzustrafen. Aber ist die viel beklagte Individualisierung in unserer Gesellschaft nicht eher Resultat dessen, dass Menschen nicht mehr in der gängigen Formation leben wollen, während neue Konzepte von Gemeinschaft noch zu marginalisiert sind? Die Single Generation ist so gesehen eher ein Umbruchsphänomen, statt einer Einbahnstraße in die Vereinzelung. Die wachsende Zahl der Kinderlosen stellt somit auch eine Art Resetknopf dar. Sie machen die Unzufriedenheit gegenüber den gängigen Familienkonzepten und Geschlechterverhältnissen deutlich und etablieren das Nachdenken über Alternativen, die das Zusammenleben mit Kindern ebenfalls ermöglichen, auch wenn es nicht die eigenen biologischen sind.

Die hiesige Scheidungsrate zwischen 30 und 40 Prozent spricht dafür, dass das Mutter-Vater-Kind Konzept zu Überforderung und Unzufriedenheit führt (vgl. Statista 2021). Viele meiner Gesprächspartnerinnen der letzten Jahre sagten, sie wollten verhindern, dass ihre Partnerschaft durch eine Familiengründung auf eine reine Versorgungsstation für das Kind reduziert wird. Studien zeigen, dass, wenn man Paare im selben Alter, mit gleich hohem Einkommen, ähnlicher Herkunft und Ausbildung vergleicht, Kinderlose im Durchschnitt deutlich glücklicher sind als Eltern. Paare ohne Kinder weisen oft einen stärkeren inneren Zusammenhalt auf, da sie mehr gemeinsam außerhäuslich aktiv sind, sich intellektuell mehr austauschen und sich darin unterstützen ihre Ziele zu verfolgen. Sie weisen zudem oft gleichberechtigtere Beziehungsformen als Eltern auf (vgl. Diehl 2014).

Viele meiner Gesprächspartnerinnen waren sich sicher, dass eine vorher gleichberechtigte Partnerschaft durch Kinder aus der Balance kommen würde, weil unsere gesellschaftlichen Strukturen vom Steuergesetz über die Arbeitszeiten bis hin zur Erwartungshaltung ans Mutterideal – eben befördern, dass mehr Arbeit an der Frau hängen bleibt (vgl. Diehl 2014). Und das führt in der Beziehung zu Konflikten und Unzufriedenheit. Diese Perspektive steht

dem romantischen Klischee, dass das gemeinsame Kind jede partnerschaftliche Liebe krönt, entgegen.

Die Isolation der Mutter zeigt sich in seiner beklemmendsten Form an der hohen Zahl alleinerziehender Frauen. Ich frage mich oft, wie es dazu kommen konnte, dass wir es als normal empfinden, dass so ein komplexer und aufreibender Arbeitsbereich wie die Kinderbetreuung – qua Mutterideal – nur an einer einzigen Person hängen soll, wenn das schon sehr kleinteilige und oft überfordernde Mutter-Vater-Kind Konzept nicht funktioniert?

Der Spruch »Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen«, also die selbstverständliche Arbeitsteilung und somit Entlastung der Eltern bei der Kinderbetreuung, ist in Deutschland gegenwärtig schwer lebbar. Durch die Isolierung der Kleinfamilie hat die Gesellschaft zudem verlernt, dass Kinder normaler Bestandteil unseres Alltags sind und nicht Störenfriede unseres durchkapitalisierten Arbeitsalltags. Um das zu wissen und anders leben zu wollen, muss man übrigens keine eigenen Kinder haben. Solidaritätsbewusstsein reicht da vollkommen aus. So kreieren Kinderlose gemeinsam mit Eltern Mehrgenerationenhäuser und Wohngemeinschaften und fördern den Gedanken der sozialen Elternschaft.

Allerdings fehlen die Strukturen, andere Formen des solidarischen Zusammenlebens mit Kindern abzusichern. Dahingehende Versuche werden gern diskreditiert: das Kindeswohl sei in Gefahr. Die Verantwortung für ein Kind kann aber auf mehreren Schultern sicherer liegen, statt auf den oft brüchigen eines Liebespaares. Und wenn Oma und Opa sich um das Kind kümmern können, warum nicht auch Freund*innen? In Kanada wurde im Jahr 2015 ein Gesetz verabschiedet, welches bis zu vier Personen erlaubt, mit denselben Rechten und Pflichten, Eltern eines Kindes zu sein. Dies ist unabhängig von Heirat und Heterosexualität eine rechtliche Absicherung der Loyalität und Beständigkeit aller Beteiligten. In Deutschland mit seiner Obsession der biologischen Verbundenheit bei Elternschaft ist das kanadische Modell leider noch undenkbar.

Als bei einer meiner Buchvorstellungen in Graz das Thema soziale Elternschaft aufkam, meldete sich eine etwa 70-jährige Frau. Sie berichtete, dass sie auf einem Bauernhof aufgewachsen ist, mit Großfamilie und Mitarbeitern. Sie war als Kind überall herumgeturnt und die Personen, die in der Nähe waren, hatten sich eben um sie gekümmert. Sie malte uns eine sehr glückliche Kindheit, in der sie mehrere, aber trotzdem stabile Bezugspersonen (eben, soziale Elternschaft) hatte und nicht nur die eine Mama, die frustriert und überfordert mit ihr zu Hause hockt, wie es das bürgerliche Modell vorgibt. Wir einig-

ten uns in Graz darauf, dass die Entstehung der Kleinfamilie ein historischer Unfall sei, weil uns die Isolierung darin unmenschlich erschien. Doch wie kam es zu diesem historischen Unfall, dass Kinderbetreuung heute so abgeschottet in der Kleinfamilie stattfindet? Er ist eine Folge aus der Effizienzanforderung am Arbeitsplatz, der Industrialisierung und Verstädterung sowie einer sexistischen Pädagogik, die zur strikten Teilung zwischen privatem und öffentlichem Raum und der damit geschlechtlichen Arbeitsteilung führte, in dem die Kinderbetreuung allein den Frauen überantwortet wurde.

In der Umbruchszeit der industriellen Revolution und der Verstädterung wurde das Modell des männlichen Ernährers im Angestelltenverhältnis etabliert: Der Mann verlässt das Haus, um seiner Lohnarbeit nachzugehen und darf nicht daran gehindert werden, seine volle Arbeitskraft dem Arbeitgeber zur Verfügung zu stellen, weshalb man die Kinderbetreuung komplett den Frauen zuschob, die dafür daheimbleiben sollten. Das war deshalb praktisch, weil durch die Industrialisierung das Geld vermehrt außerhalb des eigenen Hauses verdient wurde und nicht mehr auf dem eigenem Gut. Damit das alles kostengünstig funktionierte, etablierten Pädagogen wie Rousseau und Leibniz die Idee, dass allein die biologische Mutter sich instinktiv richtig um das Kind kümmern kann und sie darin ihre einzige Erfüllung im Leben findet ohne Entlohnung oder finanzielle Absicherung und durch ihren Ehemann (vgl. Badinter 1981). So konnte man Frauen als Hausfrau und Mutter in Wohnungen verbannen, auf dass sie dort allein die Windeln wechselten sowie Kinder und Ehemann mit Liebe und warmem Essen versorgten.

Der Mutterinstinkt, also die Erzählung, dass Frauen eine natürliche Begabung für Pflege und Fürsorglichkeit haben, ist eine Erfindung männlicher Pädagogen des 18. Jahrhunderts, um es als selbstverständlich darzustellen, diese Arbeit den Frauen zuzuschieben (vgl. Rousseau 1995). Die Kleinfamilie als Kernzelle der kapitalistischen Gesellschaft war geboren – nichts da mit dem Dorf, das sich um die Kinder kümmert. Nicht genug, dass das herkömmlichem Hausfrau-Ernährer-System Scharen von Frauen in Einsamkeit, Alkoholismus und Altersarmut getrieben hat.

Ebenso traurig ist es, dass wir verlernt haben, außerhalb dieser kleinen Einheit füreinander Verantwortung und Fürsorge zu übernehmen. Die Trennung zwischen privatem und öffentlichem Raum ist also in hohem Maße dadurch strukturiert, wie wir Kinderbetreuung organisiert haben. Nur deshalb diskutieren wir über Mehrfachbelastung und Vereinbarkeit. Wie viel Arbeit Pflege und Fürsorge bedeutet, wurde unsichtbar gemacht, indem die Hausfrau in der Kleinfamilie versteckt wurde. Diese geringe gesellschaftliche Wert-

schätzung zeigt sich bis heute in der niedrigen Entlohnung und Anerkennung von Erzieher*innen und Pfleger*innen.

Erst seit Frauen vermehrt in die Lohnarbeit, die Politik und andere Institutionen des öffentlichen Bereichs vordringen, stellt sich die Frage, ob dort Kindertagesstätten angeschlossen werden sollten. Wenn die Frauen aus der Wohnung ausbrechen, müssen sie die Kinder mitnehmen, für deren Erziehung sie bisher allein verantwortlich gemacht wurden. Es sollte selbstverständlich werden, dass ihre Betreuung gleich nebenan stattfinden kann, firmen-, uni-, fabrik- und parlamentsintern.

Bis heute hält sich hartnäckig das Missverständnis, dass Gleichberechtigung erreicht sei, wenn Frauen in die Arbeitsbereiche der Männer, die eben mit mehr Autonomie verbunden werden, vordringen können, also vor allem die Lohnarbeit. Nicht berücksichtigt wird, dass wirkliche Gleichberechtigung nur dann funktionieren kann, wenn auch Männer die Arbeit übernehmen, die bisher überwiegend Frauen machen: Fürsorge, Pflege, Haushalt und Kinderbetreuung. Fürsorglichkeit darf gesellschaftlich nicht mehr als eine natürliche rein weibliche Charaktereigenschaft verhandelt und dargestellt werden, sondern sie muss als eine allgemein menschliche Qualität angesehen werden. Davon können nicht zuletzt auch Männer in ihrer Selbstwahrnehmung und Selbstverwirklichung profitieren.

Literatur

- Allmendinger, Jutta (2022): Auf dem Rücken der Frauen, zeit, [online] <https://www.zeit.de/gesellschaft/2022-02/corona-gleichstellung-studien-frauen-geschlechterrollen/komplettansicht> [abgerufen am: 23.03.2022].
- Badinter, Élisabeth (1981): Die Mutterliebe. Die Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München: Piper.
- Badinter, Elisabeth (2012): Der Konflikt. Die Mutter und die Frau, München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Diehl, Sarah (2014): Die Uhr, die nicht tickt, Hamburg: Arche.
- Gekeler, Senta (2019): Diese Rechte haben Frauen in den letzten 100 Jahren errungen, humanresourcesmanager, [online] <https://www.humanresourcesmanager.de/arbeitsrecht/diese-rechte-haben-frauen-in-den-letzten-100-jahren-errungen/> [abgerufen am: 21.03.2022].
- Harry und Sally (1989) (USA, R: Rob Reiner).

- Rousseau, Jean-Jacques (1995): *Emile oder über die Erziehung*, Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh.
- Schmitt, Christian (2004): *Kinderlose Männer in Deutschland – Eine sozialstrukturelle Bestimmung auf Basis des sozio-ökonomischen Panels (SOEP)*, Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, S. 4–5.
- Statista (2021): *Scheidungsquote in Deutschland von 1960 bis 2020*, statista, [online] <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/76211/umfrage/scheidungsquote-von-1960-bis-2008/> [abgerufen am: 21.03.2022].
- Vincken, Barbara (2011): *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos*, Frankfurt am Main: S. Fischer.